

## INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

### Herr Köhler, in welches Milieu wurden Sie hineingeboren?

Mein Vater kam aus Sachsen, er war promovierter Diplom-Landwirt. Meine Mutter stammte aus Österreich. Meine Eltern lernten sich in Leipzig beim Studium kennen und haben dann geheiratet. Meine Mutter hatte ein abgeschlossenes Jurastudium, mein Vater war lange in Ungarn als Journalist tätig. Später ging er ins Auswärtige Amt und war dann Gesandtschaftsrat in Budapest. Dort wurde ich 1937 geboren, ging später in einen deutschen Kindergarten und besuchte ein Jahr lang die »Reichsdeutsche Schule« in Budapest. Ich habe nur soviel Ungarisch gelernt, dass ich mich ganz einfach mit den ungarischen Kindern verständigen konnte.



Wir - also meine Eltern, meine beiden Schwestern und ich - haben zum Schluss einiges vom Krieg mitgekriegt. Im Herbst 1944 sind wir von Budapest, wo die Lage bedrohlicher wurde, nach Schlesien ausgereist, haben dort noch recht normal Weihnachten gefeiert. Im Februar 1945 ging dann schlagartig der letzte Zug nach Westen. Wir erreichten Dresden mit zwei Koffern – zum Glück kurz vor dem furchtbaren Angriff auf die Stadt. Bis die Russen kamen, blieben wir drei Wochen bei den Eltern meines Vaters in Sachsen. Wir verloren alles und flohen weiter nach Westen und landeten in einem Dorf bei Salzburg. Bis zum Herbst 1945 waren wir dort, haben da den Zusammenbruch erlebt. Es ging uns den Sommer über verhältnismäßig gut. Meine Mutter hatte eine Schwester, die in der Steiermark einen Bauernhof besaß. Dort wollten wir hin. Doch dann verlangten sie von meiner Mutter - sie war ja Österreicherin -, sie solle sich von dem gscherten Reichsdeutschen scheiden lassen. Weil sie das strikt ablehnte, warf man uns raus und wir wurden mit zahlreichen Deutschen in Viehwaggons abtransportiert. Wir ließen uns nach Bremen bringen, wo ein Onkel meines Vaters war, der als einziger Verwandter im Westen lebte. Er war Ingenieur und hatte ein Haus, das sich jedoch gerade die Amerikaner als Bleibe genommen hatten. Er hatte mit seiner Frau in der Nachbarschaft in einer Wohnküche und einem Schlafzimmer Unterschlupf gefunden. Obwohl der Onkel Fritz meine Mutter nie gesehen hatte und wir völlig unangemeldet kamen, nahm er sie und uns drei Kinder bei sich auf. Mein Vater war schon kurz nach Kriegsende verhaftet und als Zivilist in Bayern in ein US-amerikanisches Konzentrationslager gesteckt worden, in dem ein Großteil der Insassen verhungerte. Er überlebte zum Glück die schreckliche Zeit und wurde nach etwa einem Jahr freigelassen. In der Entlassungsurkunde steht »Reason of detention: Gesandtschaftsrat«.

In Bremen habe ich mich und die Familie teilweise notdürftig durchs Pilze sammeln und etwas Angeln ernährt. Im Krieg funktionierte die Ernährung bis zum Schluss. Danach, in den ersten Jahren in Bremen, hatten wir fast nichts zu essen und sahen entsprechend ausgemergelt aus, obwohl wir in der amerikanischen Zone lebten, und jene Besatzungsmacht als einzige der Vier die Grundernährung der Bevölkerung problemlos hätte sichern können. Es gab weder Brot noch Kartoffeln, nur Steckrüben in großer Zahl. In der Schule gab es etwas Schulspeisung, fast immer Haferschleim. Ich erinnere mich noch, wie ich als Neunjähriger in den Ferien täglich die 2 km barfuss zur Schule ging, um je eine Kelle für meine ältere Schwester und mich dort abzuholen und nach Hause zu bringen, wo die in 5 Portionen aufgeteilt wurden, damit die ganze Familie etwas davon abbekam. Mein Vater war im Sommer 1946 entlassen worden und war wieder bei uns. Etwa 1948 ging er nach Frankfurt, da dort die Wirtschaft zu boomen begann. Er fand Arbeit als Handelsvertreter, besonders für Toblerone und für Schweizer und Holländer Käse. Ich fand es wirklich bewundernswert, wie er sich etwas aufbaute. Es dauerte einige Jahre, bis er schließlich eine Wohnung erhalten konnte. 1951 sind wir dann hinterher gezogen. In Frankfurt lebten wir in einer Siedlung in der fast alle Jungs „renn-irr“ waren und sich in Vereinen aktiv dem Radrennen widmeten. So dann auch ich. In meinem Verein waren nur Einheimische, und da musste ich »rischisch frankfortsch babbele könne«, was ich auch bald schaffte. In den Sommerferien unternahm ich von Frankfurt aus jeweils mit einem bis drei Gleichaltrigen eine längere Radtour: nach Sylt, Österreich, Oberitalien und Südfrankreich.

Mein Vater verdiente als Handelsvertreter gut, er fühlte sich aber zu Höherem berufen und bewarb sich im wieder entstandenen Auswärtigen Amt und bekam 1953 eine Stelle in Bonn. Anfangs ist er gependelt, doch im Herbst '55 sind wir wieder alle umgezogen. Für mich war der Wechsel nur eineinhalb Jahre vor dem Abitur nicht leicht, zumal es dort einen anderen Schultyp gab – mit Französisch als weiterem Hauptfach, das für mich in Frankfurt nur ein unwichtiges Nebenfach war. Also fuhr ich in den letzten Sommerferien allein per Anhalter durch Frankreich und verschaffte mir so

die fehlenden Sprachkenntnisse. Schon Mitte '56 erhielt mein Vater eine Stelle als Generalkonsul in Basel. Da hat sich die Familie aufgelöst. Ich zog zu einem Schulkameraden in ein Studentenheim und machte mein Abitur in Bonn. Anschließend ging ich zurück nach Frankfurt und begann dort das Studium der Volkswirtschaftslehre. Das war im Frühjahr 1957, ich war fast zwanzig Jahre alt. Die ersten Semesterferien nutzte ich zu einer sechswöchigen Tour per Anhalter durch Skandinavien: Dänemark, Schweden, dann ganz hinauf durch Finnland nach Lappland und durch Norwegen wieder zurück. Während der Schulzeit war das nicht möglich, denn die großen Ferien dauerten damals nur genau vier Wochen.

Nach drei Semestern ging ich von Frankfurt nach Paris. Zuvor hatte ich schon ein Praktikum in Bordeaux gemacht. Das ist insofern wichtig, als dass ich dort viele Kontakte zu afrikanischen Studenten bekam. Das war vielleicht der erste Einstieg in Richtung Ethnologie. In Paris studierte ich dann Wirtschafts- und Politikwissenschaften an der *École Pratique des Hautes Études* der Sorbonne und dem Institut d'Études Politiques bei verschiedenen sehr guten Professoren. Dort habe ich auch Georges Balandier über Afrika gehört. Mein Aufenthalt in Frankreich fiel in die Zeit, als Charles de Gaulle in die Politik zurückkehrte. Das war ausgesprochen interessant. Ich erinnere mich noch, wie der sehr eloquente Politikwissenschaftler Duverger eine Vorlesung mit den Worten abschloss »*Çe que prouve ma thèse, que tous les dictateurs sont des hommes petits!*« und dann nach einer kurzen Pause »*Il y a bien sûr des exceptions!*« – Tosender Beifall.

### **Hatten Sie die Volkswirtschaft aus Leidenschaft oder aufgrund strategischer Überlegungen gewählt?**

Eher aus strategischen Überlegungen heraus; es war gut, Geld zu verdienen.

### **Wurde Ihr Interesse an der Ethnologie gefördert, beispielsweise durch Literatur?**

Literatur ist ein gutes Stichwort. Es gab ein Jahrbuch namens »Durch die weite Welt«. Darin waren sowohl die Geschichten von Stanley und Livingstone abgedruckt, als auch die Berichte anderer Entdeckungsreisender. Ich las das schon als Schüler sehr gerne. Das weckte mein Interesse, vor allem an Afrika. Ich erinnere mich zum Beispiel an Alfred Brehm, er hat ein Buch über seine Reisen in Ostafrika verfasst: »Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika 1847-1852« Doch während meiner Schulzeit wusste ich noch gar nicht, dass es das Fach Völkerkunde überhaupt gibt.

### **Sie waren auch für den Studentenbund tätig?**

Ja, ich habe während meines Studiums eine einjährige Pause eingelegt und kam zum ersten Mal nach Berlin, zum Museum an der Podbielskiallee – vor beinahe fünfzig Jahren! Dort gab es das Tagungsheim des Internationalen Studentenbunds, dem ISSF. Bereits in Frankfurt war ich Mitglied geworden und gehörte auch während meiner Zeit in Paris zur Gruppe. In Berlin wurde ich im Frühjahr 1959 zum Stellvertretenden Bundesvorsitzenden und Kämmerer gewählt und habe daraufhin ein Jahr in Bonn als Studentenfunktionär gewirkt. Ich war in dieser Zeit zwar eingeschrieben, besuchte aber keine Vorlesungen oder Seminare. Als Verwaltungsmann war ich dann meist in Bonn tätig. Dort habe ich durch die Lektüre der Korrespondenz von Vorgängern erst einmal gelernt, wie man Geschäftsbriefe verschiedenster Art verfasst. Diese Verwaltungspraxis kam mir später sehr zu Gute, als ich dann wissenschaftlicher Assistent wurde. Im Rahmen des Amtes beim ISSF standen Reisen zu allerlei Kongressen an, etwa nach Wien, Manchester, Warschau oder Moskau. Vom Bundesvorstand wurden viele Seminare zu verschiedenen Themen für das ganze Bundesgebiet veranstaltet. Einmal ging es um Afrika – ein Referent sollte über Westafrika vortragen, sagte dann aber im letzten Augenblick ab. Da setzte ich mich nachts hin, arbeitete etwas aus und trug es dann selbst vor. Zwei anwesende Afrikaner konnten nicht glauben, dass ich noch nie in Afrika war, denn ich hatte sehr lebendig geschildert, was ich gelesen und von afrikanischen Freunden in Frankreich gehört hatte.

### **Was genau hat Sie an Afrika interessiert?**

Das war vor allem Guinea. Ich beschäftigte mich mit der Kolonialherrschaft und der Unabhängigkeit. Ich hörte auch Erzählungen von einem afrikanischen Freund aus diesem Land in Bordeaux. Er sprach über die Vielweiberei und erklärte mir, wie es in seiner Familie läuft: Jede der Frauen hat ein eigenes Haus, eine eigene Küche, und der Ehemann lebt, isst und schläft abwechselnd bei seinen Frauen, die er nicht sonderlich bevormundet. Falls eine Frau krank wird, dann versorgt eine andere Frau die Kinder mit. Das wirkte recht idyllisch. Andererseits gibt es die *petite soeur*: Wenn eine Frau etwa Mitte vierzig ist, dann kommt ein junges Mädchen ins Haus und ist praktisch die Sklavin der Ehefrau. Gleichzeitig ist sie auch die Bettgenossin des Mannes. Das ist für die „kleine Schwester“ eine üble Situation.

### **Wie kamen Sie schließlich zur Ethnologie?**

Ich habe nach der Zeit beim Studentenbund weiter studiert. Viele der Funktionärskollegen blieben in Bonn hängen, doch das wollte ich nicht und so ging ich nach Kiel. Dort gab es den damals wichtigsten Professor der Volkswirtschaftslehre, Herrn Erich Schneider. Seine Vorlesungen waren sehr gut, inhaltlich brachte er aber nicht mehr als in seinen Büchern stand. Ich war also unsicher, ob ich in Kiel bleiben sollte. Dann meinte mein Vater, ich solle doch nach Freiburg kommen, in seine Nähe. Die Kollegen beim Studentenbund hatten alle von Freiburg geschwärmt, also ging ich dorthin. Nach vierzehn Tagen wusste ich, dass ich in Freiburg bleibe. Nicht die Volkswirte, sondern ein Seminar des Politikwissenschaftlers Arnold Bergstraesser fand ich besonders anregend. Bei ihm trafen sich alle möglichen Leute - von den Jungsozialisten bis zu den Christdemokraten - und haben sich gut vertragen. Es war unheimlich interessant. Ich hielt auch gleich einen Vortrag zu indischer Planwirtschaft, hatte mich in deren Fünf-Jahrespläne eingearbeitet. Per Zufall konnte ich ein Jahr später nach Indien reisen. Mein Vater war inzwischen Generalkonsul in Bombay geworden und hatte mich zu Weihnachten 1961 dorthin eingeladen. Einer seiner Mitarbeiter machte dann im Auto eine Rundreise durch Mittelindien. Ich flog also nach Udaipur in Radjastan und in dessen Auto dann mit ihm zurück nach Bombay, so dass ich viel vom ländlichen Indien sehen konnte. - Und innerhalb von drei Semestern in Freiburg machte ich dann mein Examen in Volkswirtschaft. Das war im Frühjahr 1962.

Ich interessierte mich auch zunehmend für Entwicklungsprogramme und bekam mit, dass die in Washington oder Bonn ausgearbeiteten Projekte nicht viel brachten, wenn nicht auf die jeweilige Kultur eingegangen wurde. Es gab in Freiburg damals die »Arbeitsstelle für kulturwissenschaftliche Forschung«, das war der Vorläufer des heutigen Bergstraesser-Instituts. Dort wirkte ein gewisser Herr Schott aus Bonn. Er war schon habilitierter Ethnologe, hatte einen Job beim Herder-Verlag und zusätzlich dazu einen Lehrauftrag an der erwähnten Arbeitsstelle. Dort hatte ich schon während des Volkswirtschaftsstudiums im Sommersemester 1961 Referate gehalten, etwa über afrikanische Königreiche. Das war der erste konkrete Schritt in Richtung Ethnologie.

Nach meinem Examen studierte ich im Sommersemester 1962 weiterhin die Politikwissenschaften und hielt auch weiter Referate zu ethnologischen Themen im Rahmen der Arbeitsstelle. Ich wusste schon, dass ich ab September 1962 in den USA studieren konnte, denn ich hatte ein einjähriges DAAD-Stipendium bekommen. Ich ging zu den wichtigsten Afrikanisten, zu Herskovits und Bohannan an die Northwestern University in Evanston, Illinois, bei Chicago. Dort studierte ich intensiv die Cultural Anthropology, mit Schwerpunkt Afrika.

Zur Ethnologie brachte mich eigentlich Arnold Bergstraesser. Anfangs wollte ich ja eigentlich nur ganz allgemein die Wirtschaftswissenschaften studieren und vielleicht auch verstehen, wie man das irgendwie an die Kulturen anpasst. Bergstraesser meinte, ich müsse Kulturmorphologie studieren. Er sagte immer: »Kulturmorphologie« statt »Kulturanthropologie« – er verwechselte das. Ich habe mich dann informiert, mir Unterlagen rausgesucht und mich mit einem amerikanischen Politikwissenschaftler unterhalten, der sowohl in Freiburg als auch in Evanston wirkte. Er meinte, die Northwestern University sei sehr passend für mich, und es war dann auch wunderbar. Ich habe Melville J. Herskovits noch erlebt, für vier Monate, dann starb er. Und Paul Bohannan war da, George Dalton war da, auch Craig Gable, ein Archäologe, der über Afrika lehrte. Es war für mich also ein sehr wichtiges Jahr in den USA. In einem Seminar von Bohannan und Dalton hielt ich ein Referat über ein erfolgreiches Entwicklungsprogramm nordamerikanischer Ethnologen in einem Indianerdorf in Peru, wofür ich bei der Projektleitung an der Cornell University Daten gesammelt hatte. Fast zwei Jahrzehnte später veröffentlichte Dalton den Text dieser Fallstudie.<sup>1</sup>

Ich wollte ursprünglich in den USA auch an meiner Dissertation mit dem Titel »Der Beitrag der amerikanischen Kulturanthropologie zur amerikanischen Entwicklungshilfe in Afrika« arbeiten. Doch Herskovits, der große Afrika-Spezialist, sagte mir, dass ich nicht viel zu diesem Thema finden würde. Er riet mir, nach Mexiko zu gehen, dort würde bei Entwicklungsprogrammen viel mit Ethnologen zusammengearbeitet. Ich wollte aber gar nicht nach Lateinamerika. Ich fuhr also an der Ostküste herum und suchte nach Material, doch bis auf ein paar Berichte von Ethnologen, die unter Verschluss waren, da sie der jeweiligen Regierung allerlei Negatives bescheinigt hatten, gab es nicht viel. Ich habe dann noch versucht, mit Hilfe eines Stipendiums über angewandte Ethnologie im Südwesten der USA zu forschen – doch ich bekam das Stipendium nicht.

Also begann ich, mich auf Mexiko hin auszurichten und fand auch in Bibliotheken von Chicago und Umgebung Hinweise darauf, dass dort die angewandte Ethnologie eine wichtige Rolle spielte. Schon seit dem Beginn meines Aufenthaltes in Evanston hatte ich einen Job als Deutschlehrer bei der Berlitz-School. Ich durfte daher kostenlos an den Spanischkursen teilnehmen – so fing ich im April 1963 an, Spanisch zu lernen. Ich kaufte mir außerdem einen Reader und brachte mir neben den Unterrichtsstunden auch selbst Sachen bei. Im September desselben Jahres fuhr ich nach

---

<sup>1</sup> Ulrich Köhler: »Integrated Community Development: Vicos in Peru.« In: Research in Economic Anthropology, Vol. 4, pp. 111-140. 1981.

Mexiko und hielt dort in meinem schon ganz ordentlichen Spanisch einen Vortrag beim Instituto Nacional Indigenista. Die Leute dort fanden es gut, dass ein Deutscher ihre Arbeit untersuchen wollte; sie wollten lieber einen Deutschen als einen Amerikaner. Ich hatte auch ein kurzes Gespräch mit dem Direktor des Instituts, Dr. Alfonso Caso, und ein ausführlicheres mit seinem Stellvertreter Dr. Gonzalo Aguirre Beltrán. Obwohl dieser in den USA studiert hatte, wollte er mit mir nur auf Spanisch sprechen – er meinte, wenn ich dort forschen will, muss ich auch die Sprache sprechen. Also habe ich täglich Radio gehört, mexikanische Zeitungen gelesen und bin dann recht bald nach Chiapas gefahren. Dort war das älteste und größte Projekt des Instituto Nacional Indigenista und ich verbrachte da etwa drei Wochen. Ich konnte mich umschauen, Arbeitsprozesse mitbekommen und mich mit Leuten vom Institut anfreunden. Das lief wunderbar. Ich war auch kurz in Guatemala und sichtete eine gute Woche lang in der Hauptstadt das Archivo de Centroamerica und fand viele Dokumente über die Kolonialzeit in Chiapas, das damals zur Capitanía General de Guatemala und nicht zu Mexiko gehört hatte.

### **Hatte sich Ihr Interessenschwerpunkt also von der amerikanischen Entwicklungshilfe wegbewegt?**

Ja, das hatte sich inzwischen verändert. Es ging jetzt um die mexikanische Entwicklungshilfe für Mexikaner, hauptsächlich Indianer, völlig losgelöst von den Amerikanern. Also eher Entwicklungsprogramme zur Entwicklung von randständigen Provinzen. Das Thema ist zwar grundsätzlich dasselbe geblieben, doch jetzt musste ich anfangen, mich in die Indianerkultur einzuarbeiten. Ich besuchte mehrere Regionalprogramme, außer dem in Chiapas auch solche in Yukatan oder Chihuahua. Ich war insgesamt neun Monate in Mexiko und zum Schluss entschied ich mich, meine Doktorarbeit über das Programm in Chiapas zu schreiben. In der Zentrale des Instituto Nacional Indigenista in Mexiko-Stadt hatte ich die gesamte Korrespondenz zwischen diesem Programm und der Zentrale ab 1948 lesen können, sie haben mir da sehr vertraut.

### **Wo wollten Sie denn promovieren?**

In Freiburg, bei Bergstraesser. Wobei nicht ganz klar war, ob das über die Politikwissenschaft oder die Volkswirtschaft laufen würde. Ich war dann erneut in Chiapas, nachdem ich hauptsächlich in Mexiko-Stadt Archivarbeit gemacht hatte. Es tauchten dabei noch einige Fragen auf, die ich vor Ort zu klären versuchte. Bergstraesser starb dann während meines Aufenthaltes in Mexiko. Ich ging also zurück nach Freiburg, zu Dieter Oberndörfer, seinem Nachfolger. Er ist jetzt auch schon seit einigen Jahren emeritiert, dürfte inzwischen fast achtzig Jahre alt sein. Er war sehr nett und übernahm alle achtzig Doktoranden von Bergstraessers Lehrstuhl. Von den achtzig Leuten machten etwa sechzig ihr Examen. Bei meiner Rückkehr nach Freiburg traf ich auch Schott, der als Lehrender nach Bonn zurückging, da seine Zeit in Freiburg beendet war.

Ich hatte dann viel zu tun. Erst erhielt ich zwei Lehraufträge vom Bergstraesser-Institut, anschließend eine Assistentenstelle. Zu dieser Zeit, ab Oktober 1964, entstand ein Buch über die Entwicklungshilfe Frankreichs.<sup>2</sup> Ich machte mit Werner Ruf Feldforschungen in Paris, fragte dort bei verschiedenen Behörden – die Franzosen machten ihre Entwicklungshilfe sehr gut und überlegt. Anfang 1965 fuhr ich nach Bonn, um einen Vortrag über die heutigen Indianer in den Anden zu halten. Da habe ich bei Schott auf dessen Einladung hin übernachtet. Er hatte gerade den Ruf nach Münster bekommen und lud mich ein, als Assistent mit ihm das Institut für Völkerkunde aufzubauen. Ich schlief eine Nacht lang nicht, überlegte es mir und sagte ihm am nächsten Morgen zu. Das war eine neue Perspektive – ich wollte Ethnologie machen und durch meine Promotion in diesem Fach weiterkommen.

### **Wie muss man sich den Aufbau des Instituts in Münster vorstellen? Was war dabei Ihre Aufgabe?**

Die ersten vier Jahre hatte ich wahnsinnig viel Arbeit. Ich war gleichzeitig Assistent und zusätzlich unbezahlte Halbtagssekretärin; die eigentliche Sekretärin war auch halbtags tätig. In der ersten Zeit schafften wir wahnsinnig viele Bücher an, denn sie waren noch billig und aus der Berufungszusage waren reichlich Gelder vorhanden – die Sekretärin tippte die eine Hälfte der Karteikarten, die andere Hälfte tippte ich. Ich arbeitete jeden Tag bis elf Uhr abends am Institut, und danach auch noch weiter an meiner Dissertation. Die ersten Jahre waren furchtbar. Ich war nicht verheiratet, deshalb ging das.

### **Was war der Hintergrund dafür, dass in Münster 1965 ein Institut eingerichtet wurde?**

Es gab mehrere Universitäten, die das machten. Einmal in Münster, außerdem in Mainz, Freiburg und später auch in

---

<sup>2</sup> Klaus-Dieter Osswald, Ulrich Köhler und Werner Ruf: »Frankreichs Entwicklungshilfe: Politik auf lange Sicht?« Ordo Politicus, Band 6. Köln und Opladen, Westdeutscher Verlag 1967.

Bayreuth. Ich erinnere mich, wie Freiburg, Mainz und Münster jeweils Interesse an Herzog, Schott und Haberland zeigten. Deren Namen tauchten auf allen drei Berufungslisten auf. In Freiburg hieß es: Herzog, Haberland, Schott – in dieser Reihenfolge. In Mainz: Haberland, Herzog, Schott. In Münster: Herzog, Haberland, Schott. Haberland ging dann nach Mainz, Herzog nach Freiburg, Schott nach Münster. Schott war jeweils die Nummer drei, denn er hatte noch keine Feldforschung gemacht.

In Freiburg war Bergstraesser stark an der Gründung des Instituts beteiligt, gemeinsam mit einem Romanisten. Der Romanist war wiederum gut mit Herzog befreundet. Nach dem Tod Bergstraessers, der Schott aufgrund seiner Arbeit in der Arbeitsstelle schätzte, war der Romanist der starke Mann in der Fakultät, er wollte Herzog haben, und da war die Sache gelaufen.

Was das Institut in Münster betrifft, da gab es ein Interesse aus den Nachbarfächern. Ich habe jedoch vergessen, wie das im Detail war. Ich glaube, Herr Narr, der Ur- und Frühgeschichtler, wurde kurz vorher berufen.

### **Wie war der anfängliche Lehrbetrieb in Münster?**

Zu Beginn lehrte nur Schott. Ich durfte erst nach der Promotion lehren, da war er strikt. Schott deckte vor allem Afrika ab, zusätzlich auch ein bisschen Südostasien.

### **Können Sie sich noch an die ersten Studierenden erinnern?**

Ja. Es gab zum Beispiel einen Vietnamesen – deshalb fing Schott ja an, etwas zu Südostasien zu machen. Dann kam eine Frau aus Köln, die bereits Ethnologiestudentin war und an Westafrika interessiert war. So nach und nach kamen mehr Leute, nach drei bis vier Semestern waren es genug Personen für ein Seminar. Schott ging nach den ersten drei Semestern nach Afrika, um bei den Balsa in Ghana seine Feldforschung nachzuholen. Es wurmte ihn doch, dass er immer die Nummer drei war, weil er bis dato keine Feldforschung gemacht hatte. Er lernte auch die lokale Sprache und veröffentlichte später sehr gute Fachbücher zur Erzählforschung. Während seiner Abwesenheit arbeiteten wir ein Semester lang mit Lázlò Vajda, der ihn vertrat – das war hochinteressant! Man konnte vieles von ihm lernen.

Seit dieser Zeit, also ab WS 1966/67, hatte ich noch ein zusätzliches Amt: den Buchbesprechungsteil der Zeitschrift für Ethnologie (ZfE). Am Anfang machte Schott das alleine, dann wanderte die Aufgabe zu mir. Wir haben zusammen die Bücher ausgesucht, die besprochen werden sollten, und wenn ein Manuskript aus meiner Sicht druckfertig war, hat er es noch einmal Korrektur gelesen. Für gut zehn Jahre übernahm ich den überwiegenden Teil der Arbeit, auch die gesamte Kommunikation mit den Rezensenten.

### **Wann promovierten Sie und was geschah danach?**

Ich promovierte bei Schott, im Dezember '68.<sup>3</sup> Der erste Doktorand bei Schott war Ludger Reuke, der eine kleine Schrift über die Maguzava in Nordnigeria geschrieben hatte. Ich war der Zweite.

Nach meiner Promotion fing es richtig an: Ich stellte einen Antrag bei der DFG für eine anderthalbjährige Feldforschung in Mexiko. Die wurde später noch einmal verlängert. Bevor ich im September '69 nach Mexiko ging, führte ich eine sechswöchige Feldforschung in Bolivien durch, zu Umsiedlungsprogrammen von Hochlandindianern in Tieflandregionen. Das war durch die Konrad-Adenauer-Stiftung finanziert worden. Ich hatte einen Fahrer und bin mit ihm in verschiedene Regionen gefahren, um dort mit den Projektleuten und anderen Personen zu sprechen. Zur Vorbereitung traf ich mich mit Hermann Trimborn in Bonn, der sich gut in Bolivien auskannte und der mich nach Aachen zu dem Geographen Felix Monheim schickte, der Spezialist für bolivianische Umsiedlungsprogramme war und mir wertvolle Hinweise gab. Das war alles hochinteressant.

Mexiko war etwas ganz anderes. Ich hatte inzwischen irgendwie doch Interesse an den Kulturen als solchen gefunden. Die erste Hälfte meiner Dissertation ist ja eine regionale Ethnographie auf der Basis von bereits existierender Literatur. Dazu kam das Entwicklungsvorhaben. Ich hatte alles gelesen, was es diesbezüglich irgendwie gab und mir dann einen Ort ausgesucht, im Hochland von Chiapas. Es ist sehr zerklüftet dort und je nach Höhenlage gibt es verschiedene Klimazonen und Anbauprodukte. In der einzigen Stadt der Region, San Cristóbal de Las Casas, die einen großen täglichen Markt hatte, lebten damals circa 35.000 Menschen, vor allem Ladinos, d.h. Spanisch sprechende Mexikaner. Ein Großteil der bisherigen Forschung hatte in der Nähe der Stadt stattgefunden, da die Forscher nicht so weit weg wollten. Ich suchte mir deshalb mit San Pablo Chalchihuitán eine Gemeinde der Tzotzil aus, die weit im Hinterland lag und versprach, viele authentische indianische Lebensformen und Glaubensvorstellungen bewahrt zu haben. Das war

---

<sup>3</sup> U. K.: Der Titel meiner Arbeit war: »Gelenkter Kulturwandel im Hochland von Chiapas. Eine Studie zur angewandten Ethnologie in Mexiko.« Freiburger Studien zur Politik und Gesellschaft überseeischer Länder, Bd. 7, Bertelsmann Universitätsverlag, Bielefeld 1969.

dann auch tatsächlich so.

Bevor ich in Mexiko ankam, war ich mit dem Schiff von Le Havre nach New York gereist. Von dort fuhr ich nach Boston zur Harvard-Universität, denn sie hatte ein großes Projekt in Chiapas, geleitet von Professor Evon Z. Vogt. Der empfing mich sehr nett, nahm sich sofort Zeit und am Abend kam ich noch mit anderen Kollegen ins Gespräch. Ich wollte ja mit Leuten reden, die länger dort forschten, um etwas für mich zu lernen und ein paar Hinweise zu kriegen. Anschließend fuhr ich nach Washington, um dort einen guten Freund zu besuchen: Robert M. Laughlin, der schon über Chiapas promoviert hatte. Inzwischen war er Abteilungsleiter für Ethnologie an der Smithsonian Institution und auch für Mexiko zuständig. Er gab mir ein Wörterbuch und erzählte mir, was ich so machen könnte. Auch Frank Cancian traf ich, der wichtige Bücher über die Region geschrieben hatte.

**Sie meinten, in Chiapas hätten Sie sich mehr den Kulturen zugewandt. Kann man sagen, dass da eine Veränderung bei Ihnen stattfand?**

Ja, ich wollte mir nun eigentlich hauptsächlich die geistige Kultur erarbeiten. Ich las über Mythologie, über Feste, über die ganze Kosmologie. Das fand ich hochinteressant, da wollte ich nachhaken. Nachdem ich die Kollegen und Freunde in den USA besucht hatte, ging es weiter nach Mexiko, nach Chiapas. In Mexiko-Stadt baute ich mir einen Jeep zusammen, denn das Geld reichte nicht für einen Neuwagen. Das klapperige Ding hatte einen guten Motor, aber keine Aufbauten oder Fenster. So suchte ich also zunächst ein Gehäuse, dann einen Glaser, danach jemanden für die Türschlösser und dann für die Stoßdämpfer – so kam ich sehr viel herum in Mexiko-Stadt. Bei der Anmeldung stellte sich dann heraus, dass die Nummer von Gestell und Motor weggefeilt war, das Auto also geklaut war! Doch ich konnte genügend Spanisch, um auch bei solchen Problemen mit den Behörden klarzukommen. Ich zahlte übrigens nie Schmiergeld. Im Fall des Jeeps musste ich allerdings nachträglich einen Importzoll zahlen (der in die Staatskasse floss), weil es für den Beamten selbstverständlich war, dass der Diebstahl nicht in Mexiko, sondern noch im Herkunftsland, also den USA, erfolgt war.

Schließlich fuhr ich nach Chiapas. Die Zuständigen der dortigen Stelle des Instituto Nacional Indigenista waren sehr freundlich. Der Bürgermeister meines Forschungsortes war ein Lehrer und unterstand dem Schulinspektor, der bereit war, mich in der Gemeinde vorzustellen. Es war also ganz gut, dass ich von oben eingeführt wurde. Wir fuhren gemeinsam nach San Pablo, und nach einigem Hin und Her bekam ich für meinen Aufenthalt einen kleinen Raum in einem Ambulatorium, direkt am zentralen Platz des Ortes. Auf der einen Seite des Zimmers war eine Tür, auf der anderen Seite nur ein Vorhang zum eigentlichen Behandlungszimmer. Da befestigte ich erst mal einige Bretter, machte es etwas wohnlicher. Am Morgen nach meiner ersten Nacht dort, auf einer Luftmatratze, bemerkte ich, dass es gar nicht hell wurde – denn vor dem Fenster standen ganz viele Indianer dicht an dicht und guckten herein! Doch wie gesagt, ich richtete mich ein, nach und nach. Im Ambulatorium wohnte auch der indianische Krankenpfleger mit seiner Familie, der sehr gut Spanisch sprach. Er war von Anfang an sehr freundlich und entgegenkommend. Er hatte sieben Kinder und ebenso viele Hunde und Schweine, und immer lief das Radio – es war ein furchtbarer Krach! Doch vom Menschlichen her war es sehr gut. Ich hatte auch viel mit dem Gemeindegemeindefunktionär zu tun, einem Ladino aus dem Nachbarort Chenalhó, auch er war relativ entgegenkommend. Nur der Präsident von San Pablo war anfangs eher kühl – doch ich hatte das Glück, dass eine Reihe größerer Feste stattfand. Bei einem dieser Feste gab es ein großes Essen, ich war dazu eingeladen und so konnte man mich kennen lernen.

**War den Menschen vor Ort denn klar, was Sie dort wollten?**

Den Indianern? Ich habe ihnen gesagt, was ich wollte. Ob sie mich verstanden haben, weiß ich nicht. Jedenfalls wollte ich die Kultur kennen lernen, wollte sehen, wie sie leben und mit dem Wandel klarkommen. Es gab dort beispielsweise noch kein elektrisches Licht, nur Kerzen, Kienspäne und ganz wenige Gaslampen.

Insgesamt war ich zwei Jahre dort, von Herbst 1969 bis 1971. Zuerst forschte ich im Hauptdorf, hatte auch noch keinen Assistenten. Es gab so viele Feste: Erst kamen Weihnachten, dann Neujahr mit dem Ämterwechsel, dann das Hauptfest von San Pablo und der Karneval. Ich war also voll beschäftigt. Im März 1970 bekam ich einen Dolmetscher, einen ehemaliger Lehrer – das war ein Glücksfall, denn er war drei Jahre Präsident von San Pablo gewesen, zudem der Sohn des wichtigsten Ältesten. In seinem Amt als Präsident war er auch als oberster Richter tätig und konnte mir daher allerlei Rechtsfälle erklären. Also ein idealer Fall, nicht nur als Dolmetscher, sondern auch als Informant. Sein Name ist Nicolás Gómez Girón.

Ich weiß noch, die Gemeinde hatte ein kleines Häuschen, ein ehemaliges Lager. Dort baute ich eine Tür und zwei Fenster ein und hatte einen Tisch, an dem ich schrieb. Wenn ich dort saß, konnte ich auf den Platz des Dorfes gucken und sehen, was da passierte. Ohne den Krach aus dem Radio hatte ich meine Ruhe und so konnten wir täglich die Texte transkribieren, die ich aufgenommen hatte.

### **Haben Sie vor allem Notizen gemacht oder auch mit Kamera und Tonbändern gearbeitet?**

Ich arbeitete auch mit Kamera und Tonbändern. Im März 1970 machte ich mit meinem Mitarbeiter einen Rundgang durch das Municipio. Das war ein zehntägiger Fußmarsch. Die Höhenunterschiede sind sehr groß – im Tiefland arbeiten die Leute zum Beispiel am Fluss, auf vierhundert Metern über dem Meeresspiegel, aber sie wohnen auf über tausend Metern, weil es dort kühler ist. Ich machte auch viele Fotos, um das alles festzuhalten. Mit einigen Hauptinformanten traf ich mich im Laufe meines Aufenthaltes mehrmals und machte weitere Tonaufnahmen. So waren wir beschäftigt, mit den Transkriptionen und Übersetzungen, die ich mit meiner Schreibmaschine schrieb. Übersetzungen machte ich nur da, wo es notwendig schien. Keine ganzen Texte, sondern meist nur bestimmte Wörter. Auch die Feste beobachtete ich genau, arbeitete mich nach und nach ein. Ich verstand schon recht bald, dass ich sehr gutes Material bekam.

Im Juli 1970 unternahmen wir wieder einen Marsch, diesmal zu den Nachbarorten. Ich wollte wissen, wo die Leute, die ich auf dem Markt in San Pablo sah, herkommen. Wir waren auf dem Hauptfest von Santa Marta, einer südwestlich angrenzenden Gemeinde, gingen dann in Richtung Westen und Norden und schauten uns alles an. Ich wollte auch die Orte kennen lernen, wo die Pablero sonst noch ihre Sachen verkauften, etwa an die Mestizen von El Bosque und Simojovel.

Sehr wichtig war auch die Beobachtung des Ämterwechsels in der Neujahrsnacht. Dort schoss ich auch eine Menge Fotos – mit dem Ergebnis, dass die neuen Autoritäten das gar nicht lustig fanden. Die Alten waren einverstanden, sie kannten mich schon.

Dann unternahmen wir im Februar 1971 eine einwöchige Expedition nach Sisim, wo Nicolás herkam. Sein Vater wohnte alleine auf einem Berg, bei einer kleinen archäologischen Stätte. Wir machten jeden Tag Exkursionen in die Umgebung und saßen abends mit dem Alten am Tonbandgerät. Da habe ich die wichtigsten Sachen bekommen! Nicolás Vater - damals war er ungefähr Anfang sechzig und der wichtigste unter den Ältesten - hatte bemerkt, dass ich mich für viele Sachen interessierte. Er erzählte mir nicht nur die ganzen Mythen, sondern auch die Gebetstexte. Daraus entstand einer der Kernteile meiner Habilitationsschrift. Es ging um einen Gebetstext, mit dem eine verkaufte Seele wiedergefunden werden soll: Die Seele ist über mehrere Stationen verkauft worden, man muss also zu den Göttern beten und ihnen Tipps geben, wo sie sie aufspüren und zurückholen können. Das ganze Universum wird dabei beschrieben, von den vier Ecken des Himmels und den vier Ecken der Erde, dann von der ersten Schicht bis zur neunten Schicht des Himmels. Vom Rand des Meeres bis zum Nabel der Welt im Zentrum. Sehr interessant!

### **Dieses Material wurde der Kern Ihrer Habilitation?**

Ja, ich schrieb besonders über die Konstruktion des Universums und die Form der Erde in Mesoamerika. Damit wies ich dann auch alte Lehrmeinungen zurück – zum Beispiel hatte Eduard Seler die Idee eines treppenförmigen Weltbildes vertreten. Doch das ist frei erfundener Quatsch.

### **Nach dem Aufenthalt in Mexiko kamen Sie nach Münster zurück und arbeiteten Ihr Material aus. Waren Sie gleichzeitig Assistent in der Lehre?**

Ja, ich war wieder Assistent, hatte aber längst nicht mehr so viel Arbeit. Es gab auch weniger Geld als in der Anfangszeit. In die Lehre stieg ich ebenfalls ein: zu Beginn sprach ich über Mexiko, dann auch über Ozeanien. Afrika habe ich - obwohl ich ja auch Afrikanist war - nicht gelehrt, weil Schott das machte. Ich begann auch zunehmend, mich mit der Wirtschaftsethnologie Südostasiens auseinanderzusetzen, so ab 1973.

Im Winter 73/74 ging ich für zwei Semester nach Hamburg und habe dort den Lehrstuhl für Altamerikanische Sprachen und Kulturen vertreten, obwohl ich noch nicht habilitiert war. Zimmermann war gerade verstorben. Für mich war es eine neue Herausforderung. Ich konnte viele alte Quellen studieren, sowohl im Museum als auch am Institut. Man wollte mich gerne dort behalten, ich hätte noch ein oder zwei Semester bleiben können, doch ich hatte Schott versprochen, ihn im WS 74/75 in Münster zu vertreten. - Während der Zeit in Hamburg haben Gisela Hörstgen und ich geheiratet. Wir kannten uns schon aus Münster. Nach unserer Rückkehr dorthin machte sie bald ihr Magisterexamen in Pädagogik.

Weil sich Schott zu Forschungen in Afrika befand, war ich also im Wintersemester 74/75 zugleich der einzige Lehrende und der einzige Assistent in Münster. Im Laufe des Frühjahres 1975 schrieb ich dann meine Habilitationsschrift zu Ende.<sup>4</sup> Die mündliche Prüfung fand erst im Januar 1976 statt. Bei der Habilitation erhielt ich die *Venia legendi* für Ethnologie und Altamerikanistik.

### **Was haben Sie nach Ihrer Habilitation gemacht? 1987 sind Sie ja nach Freiburg berufen worden.**

---

<sup>4</sup> Ulrich Köhler: »Chonbilal Ch'ulelal. Grundformen mesoamerikanischer Kosmologie und Religion in einem Gebetstext auf Maya-Tzotzil.« Acta Humboldtiana, Series Geographica et Ethnographica Heft 5. Wiesbaden, Franz Steiner Verlag 1977.

Ja, genau. Zwischendurch habe ich an verschiedenen Themen gearbeitet, habe geforscht und gelehrt, wie gesagt, sowohl über Nord- und Südamerika, als auch über Mexiko, Ozeanien und Südostasien. Am Institut in Münster hatte ich die regionalen Blöcke Amerika, Südostasien und Ozeanien. Schott machte Afrika und mein Nachfolger auf der Assistentenstelle, Günter Best, machte ebenfalls Afrika. Ich veröffentlichte in den gut zehn Jahren zwischen meiner Habilitation und dem Wechsel nach Freiburg eine große Zahl von Aufsätzen, hauptsächlich zur Ethnographie von Chiapas, über die Azteken und zur Wirtschaftsethnologie.<sup>5</sup> Ein Artikel über den Handel wurde leider zu einer Beerdigung erster Klasse. Weil nicht in einer ethnologischen Reihe publiziert, hat niemand ihn zur Kenntnis genommen. Auch zur Altamerikanistik war ich aktiv. Außer Aufsätzen über die Azteken ist vor allem mein Aufsatz zu den Olmeken und Jaguaren<sup>6</sup> von bleibender Bedeutung. Mitte der achtziger Jahre übernahm ich dann die Herausgabe des Lehrbuches »Altamerikanistik. Eine Einführung in die Hochkulturen Mittel- und Südamerikas«, das schließlich 1990 im Dietrich Reimer Verlag in Berlin veröffentlicht worden ist. Daran waren fast alle deutschen Altamerikanisten beteiligt, außerdem ein Niederländer und ein Schweizer. Indem wir nicht nur Fakten präsentierten, sondern jeweils die Quellenlage umrissen und immer wieder zur Quellenkritik anregten, ist so das bisher weltweit einzige Lehrbuch von akademischem Rang über die Hochkulturen Mittel- und Südamerikas entstanden. Es hat vielen Generationen von Studierenden den Einstieg in das Studium der Altamerikanistik erleichtert. Jetzt ist es leider vergriffen.

### **Können Sie eine Entwicklung am Münsteraner Institut erkennen, von der Gründung bis zu Ihrem Wechsel nach Freiburg?**

Der Schwerpunkt blieb Afrika. Mit mir kam ein zweiter Schwerpunkt hinzu, Mittelamerika, auch Nord- und Südamerika. Es haben damals noch relativ wenige Leute promoviert – ich würde sagen, dass ich ungefähr zwanzig Magisterleute bis zum Examen betreute, sowie zwei oder drei Promotionen. Einige der Münsteraner Studenten, etwa sieben oder acht, habe ich dann in Freiburg promoviert, bis in die frühen neunziger Jahre.

### **Wer waren Ihre ersten Doktoranden?**

Einer war Wolf Brüggemann, er hat zwanzig Jahre nach Ende seines Studiums promoviert, und zwar über Verwandtschaftssysteme in Südamerika. Dann gab es Hanni Schupp, sie war eigentlich Lehrerin und einige Jahre in Lima tätig. Dort nutzte sie jede freie Minute, um über Heiler zu forschen, so dass sie mit ungefähr zwanzig verschiedenen Heilern arbeitete, zumeist Schamanen aus verschiedenen Regionen und mit verschiedenen Traditionen. Das war eine sehr gute Arbeit.

### **1987 kamen Sie dann nach Freiburg. Wie lief die Berufung ab?**

Die Ausschreibung war für Völkerkunde „außer Altamerikanistik“. Ich verfasste daher bei meiner Bewerbung ein Begleitschreiben und erklärte, was ich so alles mache. Ich hatte mich nie gefragt, was ich denn genau mache – Altamerikanistik oder Ethnologie. Mich interessiert die Ethnologie, mich interessieren die Prozesse, die langfristigen Kulturentwicklungen und der kurzfristige Kulturwandel. Auch die Kulturgeschichte interessiert mich. Ich schrieb also, dass ich bisher vermutlich ein Viertel Altamerikanistik und drei Viertel Ethnologie gemacht hatte und begründete das entsprechend. Herr Riese schrieb wegen des Ausschreibungstextes einen bitterbösen offenen Brief an die Fakultät, wie sie so einen Quatsch machen konnten, da doch so viel von der Altamerikanistik für die allgemeine Ethnologie geleistet worden sei. Ich wurde nach Freiburg eingeladen, trug aber nicht über Amerika vor, sondern über »Neuere Richtungen in der ökologischen Anthropologie«. Das Institut war ja an der Fakultät für Geowissenschaften, und so musste ich auch die ganzen Geographen interessieren. Ich investierte sehr viel Arbeit in diesen Vortrag. Hinterher war da aber das Gefühl, es sei sehr gut gelaufen, auch in der Diskussion.

Zuvor hatte ich mich auch schon in Berlin beworben, am Lateinamerika-Institut. Die C3-Stelle bekam dann der Hauskandidat Jürgen Golte, obwohl ich einen guten Vortrag gehalten hatte und auf Platz 1 der Berufungsliste stand. Da gab es eine Menge Mausehelei. Auch in Hamburg bewarb ich mich, auf die Stelle von Zimmermann. Da bin ich nicht eingeladen worden, aber das war nicht weiter tragisch. Ich wäre gerne nach Berlin gekommen, doch ein halbes Jahr später hatte ich auch in Münster eine C3-Professur, in die meine Dozentenstelle übergeleitet worden war.

---

<sup>5</sup> U.K.: Auf letztgenanntem Gebiet ist mein Aufsatz »Formen des Handels in ethnologischer Sicht.« von besonderer Bedeutung, der in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Philologisch-Historische Klasse, Dritte Folge, Nr. 143, S. 13-55. 1985 in Göttingen erschienen ist.

<sup>6</sup> »Olmeken und Jaguare. Zur Deutung von Mischwesen in der präklassischen Kunst Mesoamerikas«, *Anthropos*, Bd. 80, S. 15-52 1985.

### **Was hat Sie dazu bewogen, sich in Freiburg zu bewerben?**

Ich hatte in Münster ja eine C3-Stelle, keine C4-Stelle. Und ich wollte in der Zukunft, nach der Emeritierung von Schott, nicht den zweiten Mann spielen unter jemandem, den ich vielleicht nicht ganz akzeptierte. Wenn man mir in Münster gesagt hätte, dass ich sofort eine C4-Stelle bekäme und nach dem Ausscheiden von Schott der einzige C4-Mann sei, dann wäre ich vielleicht geblieben. Aber sonst nicht. Ich dachte daher an Chancen, aus Münster wegzugehen, und in Freiburg gefiel es mir sowieso gut. Dort musste man zwar fast völlig neu mit Amerika anfangen, da gab es fast überhaupt nichts – außer Bodo Spranz, den Archäologen. Er war schon vorher da, arbeitete am Museum und beschäftigte sich mit Mexiko.

### **Wen gab es in Freiburg, als Sie dorthin kamen?**

Rolf Herzog war ja '87 emeritiert worden. Er hatte sich regional vorwiegend mit dem östlichen Afrika und später auch mit Ozeanien befasst. Stefan Seitz war seit 1970 da - er ist sieben oder acht Jahre jünger als ich - und arbeitete ursprünglich über die Pygmäen, sowohl für die Promotion als auch für die Habilschrift. Danach orientierte er sich um, nach Südostasien: die Philippinen, Borneo, auch Thailand. Um eine regionale Vielfalt zu gewährleisten, lehrte ich anfangs teils auch über Afrika, hauptsächlich aber über Amerika und manchmal Ozeanien – außerdem natürlich Theorie, Methoden und Forschungsgeschichte. Über Ozeanien lehrte dann überwiegend Lothar Käser, der noch von Herzog habilitiert worden war, und über Afrika Günter Best, der sich bei mir habilitierte.

### **Welche Vorstellungen hatten Sie über die Gestaltung des Instituts in Freiburg?**

Ich versuchte in Freiburg sehr stark, das heutige Amerika herauszustellen. Das spiegelt sich auch in den Themen eines Großteils der Dissertationen, die auf der Grundlage von Feldforschung entstanden sind. Die meisten behandeln Mesoamerika, einzelne mein Untersuchungsgebiet bei den Tzotzil in Chiapas und andere Maya-Gruppen wie die Lakandonen oder die Pokomam; die Mehrzahl jedoch indianische Sprachgruppen in Zentralmexiko und seinem Umfeld, etwa Zapoteken, Naha, Totonaken, Otomi, Tarasken, Huichol oder Cora. Vor meinem Ausscheiden schaute ich einmal durch alle diesbezüglichen Publikationen und sah: zu den heutigen Indianern Mesoamerikas gab es in den zwölf vorangegangenen Jahren vierzehn wissenschaftliche Bücher auf Englisch, siebzehn Bücher auf Spanisch und neunundzwanzig Bücher auf Deutsch – davon waren neunzehn aus meinem Institut. Also mehr als im gesamten englischen oder spanischen Sprachraum! Diese herausragende Stellung des Freiburger Instituts endete mit meiner Pensionierung. Und selbst in den letzten Jahren meiner Amtszeit wurden einige gute Arbeiten nicht mehr als Buch veröffentlicht, da die Doktoranden inzwischen nur noch drei oder vier Exemplare ihrer Dissertation herstellen und den Text elektronisch abgeben müssen – da haben sie zwei bis drei Jahre oder sogar noch länger daran gearbeitet und wollen die tausend Euro nicht ausgeben. Das ist doch dumm. Das wird nicht gelesen, wenn man es nicht als Buch vor sich hat.

### **Wechseln wir ein wenig das Thema. Mich interessiert Ihre Bewertung der Entwicklung der Ethnologie in Deutschland, von der Zeit Ihres Studiums bis zu Ihrem Ausscheiden. Sie haben jahrelang die ZfE geprägt und auch in der DGV waren Sie eine starke Figur.**

Ich war 1979 bis 1981 Vorsitzender der DGV und habe den Kongress in Münster gestaltet. Damals gab es noch keine Arbeitsgruppen. Von den achtzig Referaten habe ich etwa sechzig per Telefon eingeworben, der Rest hat sich hinterher gemeldet. Herr Thiel war stellvertretender Vorsitzender, er organisierte zehn oder zwölf Referate. Wir hatten ein gutes Programm.

Bei der ZfE gehöre ich seit 1985 zur Redaktion. Vorher habe ich, wie gesagt, ab 1966 als Assistent von Schott zehn Jahre lang den allergrößten Teil der Arbeit für den Buchbesprechungsteil erledigt.

Bei der DFG war ich Vorsitzender des Gutachterausschusses von 1988 bis 1992. Jedes Jahr waren etwa hundert Gutachten zu erstellen.

### **Wann kamen Sie das erste Mal mit der DGV in Berührung?**

Das kann ich ganz genau sagen. Das war die Tagung von 1965 in Wien, Baumann war damals Vorsitzender. Ich hielt einen Vortrag über den Beitrag der amerikanischen Kulturanthropologie zur allgemeinen Entwicklungshilfe. Der ist mehr als zwanzig Jahre später auch veröffentlicht worden.<sup>7</sup> Ich fühlte mich auf dieser ersten Tagung sehr wohl. Dort

---

<sup>7</sup> Ulrich Köhler: »Die Rolle von Ethnologen im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit der U.S.A.«. In: Christoph Antweiler, Thomas Bargatzky und Frank Bliss (Hg.): Ethnologische Beiträge zur Entwicklungspolitik. S. 153-161., Bonn 1987.

bekam ich auch erstmals Kontakt mit Karl Anton Nowotny von den Altamerikanisten und wir haben uns angefreundet.

**Haben Sie Baumann noch persönlich kennen gelernt?**

Für die Tagung in Wien hatte er zwar den Vorsitz übernommen, wurde dann aber krank und kam nicht. Auch später habe ich ihn nicht getroffen. Mit Herrn Raum, seinem Assistenten, hatte ich oft zu tun. Wir haben uns auch später bei anderen Tagungen getroffen. Auch Hirschberg und Haekel traf ich damals in Wien.

**1965 gab es ja verschiedene Strömungen innerhalb der deutschsprachigen Ethnologie – die Wiener Ethnohistorie, die Ethnosozologie Mühlmanns, die Kulturhistoriker. Konnten Sie sich einer der damaligen Richtungen zuordnen?**

Damals war ich noch nicht weit genug und konnte das noch nicht beurteilen. Das geschah erst später. Zu dieser Zeit war ich gerade dabei, meinen ersten Beitrag zu leisten und Kontakte zu knüpfen. Ich dachte: »Der Laden gefällt mir, hier will ich weiter mitmachen.« So war ich 1968 bei einem Amerikanistenkongress in Stuttgart und München auch gleich mit zwei Vorträgen dabei. Wie gesagt, ich war noch ganz neu, brachte die Sache mit der angewandten Ethnologie rein.

**Gab es damals Personen, an denen Sie sich orientiert haben?**

Nicht in Deutschland. Später wurde ich nach Heidelberg eingeladen, nicht von Mühlmann, sondern von Jettmar. Ihn lernte ich da zum ersten Mal kennen, es war sehr angenehm. Es interessierte ihn, was ich über angewandte Ethnologie zu berichten hatte.

**Gab es damals seitens der Lehrstuhlinhaber ein Interesse an diesem Feld, der angewandten Ethnologie? Oder war das eher etwas für jüngere Promovierende und Studenten, die darin eine neue Richtung sahen?**

Ich würde sagen, dass das eher etwas für die Jüngeren war. Von den etablierten Ethnologen interessierten sich Baumann und Herzog dafür. Ebenso Schott. Wir haben manchmal solche Themen besprochen. Aber sonst, in einem größerem Maße, waren das eigentlich Wenige. Später war Herr Nachtigall aus Marburg offen für dieses Thema und hat viel dazu gemacht.

Für mich war das mit der Dissertation auch überwiegend beendet und irgendwie abgehakt. Ich schrieb dann zwar noch diesen oder jenen Aufsatz dazu, aber habe mich mehr mit der geistigen Kultur auseinandergesetzt und weiter auf dem Gebiet der Wirtschaftsethnologie gearbeitet.

**Nahmen Sie seit Wien regelmäßig an den DGV-Tagungen teil?**

Ja, ich war immer dabei – insofern ich nicht gerade in Mexiko war. Ich übernahm 1979 auch den Vorsitz, weil die letzte Tagung von Eike Haberland so katastrophal organisiert war. Die erste von ihm geplante Tagung war gut, da hatte er einen Assistenten, der ihn unterstützte. Das zweite Mal lief es schon nicht mehr so gut – da dachte ich, man muss den Leuten doch zeigen, wie eine Tagung aussieht! Als Funktionär beim Studentenbund hatte ich ständig Tagungen organisiert, das lief immer sehr gut. Auch in Münster war es dann wirklich bestens.

Es gab noch einen weiteren Grund, warum ich für den Vorsitz der DGV kandidierte: Ich wusste, dass ich auf der Liste der Berliner Professur für Altamerikanistik die Nummer eins war. Ich wollte annehmen, wollte aber nicht ewig in Berlin bleiben. Ich wollte zeigen, dass ich auch noch was anderes als Altamerikanistik beherrsche, dass ich auch Ethnologe bin. So übernahm ich also den Vorsitz für die Gesellschaft. Ich fühlte mich stark genug, das zu machen.

Schauen Sie, damals war Berlin noch nicht so offen wie heute. Eine Insel in der kommunistischen Umgebung. Ich wollte nach einigen Jahren vielleicht zurück gen Westen, am liebsten natürlich nach Freiburg.

**Sie organisierten dann die Tagung in Münster?**

Ja, und zwar ganz alleine. Mein Schriftführer, Herr Best, war von Schott zur Forschung nach Afrika geschickt worden, fiel also aus. So musste ich diese große Tagung als Einzelner stemmen. Als Dozent auf einer C2-Stelle hatte ich ja keinerlei Mitarbeiter. Da gab es viel Telefoniererei, viel Schriftverkehr. Ich war fast überfordert, es ging an die Grenzen. Seit der Gründung der DGV waren alle Vorsitzenden Instituts- oder Museumsdirektoren gewesen, die über zahlreiche Mitarbeiter verfügten, und nach meiner Amtszeit war das bis heute wiederum so.

Für die Tagung gab es Gelder von der DFG, ich konnte wirklich jedem Referenten die Fahrtkosten bezahlen und Übernachtungsgeld gab es auch, aus einem Fonds, der später nicht mehr existierte. Wegen dieses DFG-Programms musste ich erstmals auch eine Tagungsgebühr einführen, fünf oder zehn Mark. Dafür gab es kostenlos ein wunderbares

Buffet – heutzutage verlangen sie fünfzig oder achtzig Euro, für nix und wieder nix.

**Wie muss man sich die Tagung in Münster vorstellen? Wieviele Teilnehmer gab es? Wie war zum Beispiel das Verhältnis Studierende/Professoren unter den Vortragenden? Gab es Arbeitsgruppen?**

Arbeitsgruppen gab es noch keine, sondern eine Aufteilung nach ethnologischen Regionen oder Sachthemen. Nur einzelne Referenten waren damals Studierende, zumeist waren es etablierte Ethnologen oder zumindest Doktoranden. Das lief gut. Probleme zwischen Studierenden und Professoren gab es keine. Das war auch bei den beiden vorangegangenen Tagungen des Frankfurter Instituts nicht mehr so, und auch nicht bei der ersten richtigen Tagung nach dem Desaster von Göttingen, die 1975 von Hans Fischer aus Hamburg in Coburg abgehalten worden war. Es gab in Münster Plenarsitzungen – zum Beispiel das Symposium von Thiel zur Geschichte der Ethnologie. Ansonsten hatten wir im Laufe der fünf Tage etwa achtzig Referate in jeweils zwei oder drei Parallelsitzungen, alle im selben Gebäude. Ich gab den ganz strikten Hinweis: alles müsse zeitlich so bleiben, wie es im Programm steht – keinen Vortrag vorziehen! Selbst dann nicht, wenn einer ausfällt! Sonst kommt alles durcheinander.

**Bei der berühmten Tagung in Göttingen, 1969, waren Sie da auch anwesend?**

Da war ich gerade in Mexiko. Doch ich habe natürlich vom dortigen Wirken von wichtig-tuerischen Chaoten gehört. Demnach war das keine berühmte, sondern eher eine berüchtigte Tagung. Mir ist es später gelungen, Herrn Erhard Schlesier, dessen Tagung jene kaputt gemacht hatten, zu überreden, im Falle von Münster wieder zu einer Tagung der DGV zu kommen. Er hielt dann einen Vortrag, nachdem er zwölf Jahre überhaupt keinen Kontakt mehr zur DGV gehabt hatte. Hinterher bedankte er sich bei mir und meinte, es sei eine gute Sache gewesen, zur Tagung zu kommen. Es hat ihm gefallen, mit den Kollegen zusammen zu sein.

**Wenn man die deutsche Ethnologie seit den frühen sechziger Jahren - als Sie mit ihr in Berührung kamen - bis heute betrachtet, welche Veränderungen würden Sie benennen?**

Das Fach hat sich insofern verändert, als es nicht mehr nur um außereuropäische Völker geht, sondern sehr viel um interne Fragen in Deutschland – zum Beispiel Probleme mit Migranten oder Minoritäten. Das geht eher in Richtung Soziologie oder Sozialpsychologie. Nicht im Sinne von Volkskunde, sondern im Sinne einer Beschäftigung mit dem «Hier».

Den Großteil meiner Studierenden habe ich zur Feldforschung gebracht. Aber die Wenigsten lernen die lokale Sprache, leider. Aber gut, heute sprechen die Einheimischen, ganz gleich ob in Mittelamerika oder Afrika oder anderen Gebieten, zum Teil einigermaßen das Spanische, Englische oder das Französische. Aber bei der Erforschung der geistigen Kultur muss man die Sprache selbst können, da bestehe ich nach wie vor darauf.

Mich hat die Kognitive Anthropologie sehr geprägt, der Bezug zur emischen Sichtweise. Davon habe ich sehr viel übernommen, etwa bei Zeiteinteilungen, dem Mondzyklus oder Sternbildern. Auch auf anderen Gebieten gab es diesbezüglich Einflüsse, zum Beispiel in der Ethnomedizin: die einheimischen Vorstellungen von Krankheiten.

**Würden Sie sagen, dass dieser Aspekt heutzutage ein bisschen zu kurz kommt in der Ethnologie?**

Ja, das finde ich. Die kognitive Anthropologie entstand Ende der sechziger Jahre. Sie existiert bis heute fort, ist aber meines Erachtens inzwischen ein bisschen mehr verwoben mit der Psychologie. Trotzdem ist sie nach wie vor eine Richtung, die lebendig und wichtig ist – einfach zum Verständnis. Manche Dinge kann man gar nicht in einer bestimmten Sprache ausdrücken, man muss einfach andere Konzepte nehmen. Für mich zum Beispiel war es sehr wichtig, mir selbst Aztekisch beizubringen. Das ist eine völlig andere Sprache als die Maya-Sprache Tzotzil, die ich fließend spreche.

**Sie sagten, dass Sie über entwicklungspolitische Fragen zur Ethnologie kamen. Wie sind denn, aus Ihrer Sicht, die heutigen Anforderungen der Gesellschaft an das Fach, auch im Vergleich zu früher?**

Von den Bedürfnissen her ist alles, was mit Migration zusammenhängt, von Bedeutung. Aber so im Allgemeinen rumzufaseln und immer etwas von allem zu nehmen, das ist eine Modeerscheinung, die mir ziemlich überflüssig scheint. Doch bei der Frage der Migration, da können die Ethnologen wirklich helfen – praktisch so, wie ich damals anfang. Da ging es um Fragen der Entwicklung, hier geht es um Fragen der Migration, und wie man damit klarkommt, dass man sich mit Leuten anderer kultureller Hintergründe auseinandersetzt und sie versteht.

Das Bachelorsystem habe ich nicht mehr mitbekommen. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte man sagen sollen: Jeder, der das Abitur mit «Befriedigend» besteht, bekommt den Bachelor – das entspricht ja auch dem, was ein

Bachelor in den USA ist. Wer «Voll Befriedigend» erreicht, hat den Bachelor automatisch. Das wäre es dann. Doch jetzt ändern sie auch noch die Aufgaben von Professoren, um so die restliche Zeit für die Forschung reduzieren. Das hat natürlich auch eine politische Dimension. Doch ich kriege das zum Glück nicht mehr genau mit, habe vor kurzem aufgehört zu lehren. Mein letztes Seminar war eines, was ich seit den frühen Siebzigern ungefähr alle fünf Jahre abgehalten habe: »Hexerei aus ethnologischer Sicht« – vor allem über Afrika, weil es da die besten Studien gibt.

### **Worin würden Sie den Kern des Faches sehen, auch im Vergleich zu den Nachbardisziplinen?**

Wir müssen die Sichtweisen der Einheimischen zur Geltung bringen – wie sie die Welt sehen, welche Werte sie ansetzen. Das ist das Wichtigste, auch um das Zusammenleben in der Vergangenheit und für die Zukunft zu beurteilen. Wir müssen auch vielsprachig bleiben, denn wenn man vergleichend arbeiten will, dann ist das einfach eine Grundvoraussetzung. Ebenso ist es notwendig, dass wir Quellenkritik üben und nicht einfach alles abschreiben.

### **Abschließend würde ich gern wissen, was Ihre Schwerpunkte nach der Emeritierung sind?**

Ich möchte vor allem meine früheren Sachen aufarbeiten. Ich habe als erstes ein Buch über Chiapas zu Ende gebracht.<sup>8</sup> Außerdem arbeitete ich die gemeinsam mit einer Gruppe von Studierenden in einer Siedlung am Rande der Stadt San Cristóbal gesammelten Daten auf. Ein ganz neues Thema: Stadtethnologie. Daraus ist ein schönes Buch entstanden.<sup>9</sup> Und ich sitze derzeit an Texten, die ich vor 37 Jahren aufgenommen habe, versuche sie zu transkribieren und zu übersetzen. Daraus entsteht dann eine Buchreihe, die die Originaltexte enthält – also Gebetstexte, Mythen und Erzählungen. Dann schreibe ich dazu die Ethnographie und kann so immer direkt auf die Texte verweisen. Der erste umfangreiche Band von 600 Seiten ist jetzt (August 2011) fertig.<sup>10</sup> Neben der Aufarbeitung der Texte auf Tzotzil, die mich seit 2005 hauptsächlich beschäftigt<sup>11</sup>, habe ich meine Aufsätze über die Azteken, die in sieben Ländern erschienen waren, gebündelt und mit vier neuen Kapiteln veröffentlicht<sup>12</sup> – es freut mich, dass die ersten drei bisher erschienenen Rezensionen ausgesprochen positiv sind.

---

<sup>8</sup> Ulrich Köhler (Hg.): »Chiapas. Aktuelle Situation und Zukunftsperspektiven für die Krisenregion im Südosten Mexikos.« Bibliotheca Ibero-Americana 95., Vervuert Frankfurt am Main 2003.

<sup>9</sup> Ulrich Köhler (Hg.): »Nueva Maravilla. Eine junge Siedlung im Kontext massiver indianischer Migration nach San Cristóbal de Las Casas, Chiapas, Mexiko.« Ethnologische Studien 37., Lit-Verlag Münster 2004.

<sup>10</sup> Ulrich Köhler: »San Pablo Chalchihuitán in Chiapas, Mexiko. Band III: Mythen, Erzählungen und ethnographische Berichte auf Tzotzil und Deutsch über Weltbild und Religion.« Ethnologische Studien 44., Lit-Verlag Berlin.

<sup>11</sup> U.K.: Während meiner aktiven Zeit im Beruf hatte ich nur ein umfangreiches Buch mit Texten veröffentlichen können: »Der Chamula-Aufstand in Chiapas, Mexiko aus der Sicht heutiger Indianer und Ladinos.«, Ethnologische Studien 18. Lit-Verlag Münster 1999.

<sup>12</sup> Ulrich Köhler: »Vasallen des linkshändigen Kriegers im Kolibrigewand. Über Weltbild, Religion und Staat der Azteken.« Ethnologische Studien 39., Lit-Verlag Berlin 2009.